

Die polnische Gesellschaft teilt sich heute in Gewinner und Verlierer, sagt der Schriftsteller Stefan Chwin **SEITE 36**

Warum Israel für die Kurden eine besondere Sympathie hegt **SEITE 38**



Nachts ist der Flaneur mit Vorliebe unterwegs, das Licht zieht ihn an wie die Motten. Früher wandelte er unter Strassenlaternen, heute klebt er am erleuchteten Bildschirm.

SIMON TANNER / NZZ

Der Flaneur vergnügt sich im Elektrobecken

Der heutige Stadtpaziergänger bewegt sich nicht mehr auf Strassen, stromert aber noch immer lustvoll herum. Von Alain Claude Sulzer

Der Flaneur ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Er ist Pariser. Er folgte dem englischen Dandy, der bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Strassen von London unsicher machte. Ursprünglich führte er eine Schildkröte spazieren und zeigte damit der Welt, wie wenig sie ihn interessierte – schon gar nicht kümmerte ihn ihre Hektik. Der Flaneur, wie Walter Benjamin ihn verstand, der ihn kurzerhand von Paris nach Berlin verpflanzte und ihn in Franz Hessel wiedererkannte, war ein entschleunigter Spaziergänger, der die Stadt durchstreifte und «Bilder» suchte, «wo immer sie hausen».

Er war kein Wanderer, der in freier Natur nach Blumen Ausschau hielt oder gar Schmetterlinge jagte; wie dieser aber war er ein Mensch (ausschliesslich männlichen Geschlechts), der stets zu Fuss unterwegs war. «Gebt der Stadt ein bisschen ab von eurer Liebe zur Landschaft», schrieb Hessel, dessen Blick nie starr nach vorn gerichtet war. «Der Flaneur», so Benjamin, «ist der Priester des genius loci.» Er hat kein Ziel, aber er braucht einen Ort. Er hat Unmengen Zeit im weiten Raum der Stadt.

Er schaut sich um, bleibt hin und wieder stehen, notiert im Geist, was er gesehen hat, und hält es manchmal wohl auch in seinem Notizheft fest. Charles Baudelaire wandte den Begriff auf jene an, deren Geist «unabhängig, leidenschaftlich, unparteiisch» sei. In Worten könne man sie jedoch nur unzureichend beschreiben.

Wie die Flaneure Benjamins, die ihre Umwelt aus kritischer Distanz betrachteten, waren sie bestenfalls Seismografen der Zeit, dem Alltag der gewöhnlichen Sterblichen nur flüchtig verhaftet. Der Maler Paul Gavarni hat «Le Flâneur» 1842 noch als hochnäsigen Schnösel gezeichnet, der, den Spazierstock nonchalant unter den Arm geklemmt,

über den Boulevard stolziert. Ein junger Geck, kein Intellektueller (wobei der Intellektuelle damals dem Gecken oft ziemlich nahekam).

Paris als Mittelpunkt der Welt hat seither abgedankt und ist mit anderem als mit der Beobachtung von Toreinfahrten beschäftigt, die gemäss Benjamin den «Zugang in die Kammern der Stadt» bilden. Hessels Berlin wurde in Grund und Boden gebombt. Wien als Zentrum erlosch für lange Zeit. Londons Exzentriker zogen sich auf ihre Ländereien zurück. Hat der bedächtige Flaneur also das Zeitliche gesegnet?

Kein Ziel vor Augen

Gewiss, als streunender Spaziergänger, der sich ziel- und wahllos auf analogen Füssen durch Paris, Berlin, Zürich, London, Wien oder New York bewegt, ist er so gut wie ausgestorben. Wer ihn noch immer auf zwei Beinen durch die Grossstadt schlendern sehen möchte, hielte vergeblich nach ihm Ausschau. Wer sich aber mit dem Gedanken vertraut macht, dass der Flaneur lediglich sein Medium und die Fortbewegungsweise verändert hat, wird ihn mit Leichtigkeit in neuem Gewand entdecken: nicht mehr als Einzelnen, sondern als Massenphänomen. Tatsächlich gibt es ihn nun überall. Er unterscheidet sich nicht mehr von der Menge, er ist die Menge selbst, er taucht zwar unter, aber in einem Meer von Untergetauchten: Der moderne Flaneur sitzt vor dem Bildschirm. Ihn schlägt nicht weniger als die Welt in ihren Bann.

Bilder und Wörter halten ihn gefangen. Gierig nimmt er auf, was sich ihm bietet: Neuigkeiten, Gesichter, Körper, Aussagen jeder Art, Lügen, Wahrheiten, Dinge, die er nicht wissen will, Dinge, von denen er bisher nichts ahnte, Menschen, die er nicht kennt und niemals wirklich kennenlernen wird. Alles

wird ihm unvermittelt ganz vertraut. Wie Goethes dichterisches Ich schlenkert der Flaneur im Internet «so für sich hin» und lässt die Gedanken, die an diesem oder jenem Gegenstand hängenbleiben, schweifen; vor ihm eröffnet sich eine Flut an Verknüpfungen, die in Wellen wieder über ihm zusammenschlagen.

Er ist nicht auf Sinnsuche. Er hat keinen Plan, kein Ziel vor Augen, keinen Vorsatz. Er sucht nicht wirklich, er reitet im Wellenmeer – und stösst immer auf etwas. Das unendliche Labyrinth ist sein Fundbüro für das, was er weder verloren noch bisher vermisst hat. Auch wenn er dort nicht findet, wonach er ursprünglich Ausschau hielt, er entdeckt immer etwas, was ihm besser scheint.

Mit Leichtigkeit erkenne auch ich mich in ihm wieder. Versunken hänge auch ich im Netz und springe federnd von einem Gegenstand zum anderen. Verführt vom Zwielficht, befinde ich mich immer zugleich in dieser wie in anderen Welten. Ich flaniere mit dem Auge am Bildschirm.

Die Finger bewegen sich flink und sicher über die Tastatur. Meist sind sie schneller als die Gedanken. Auch der zeitgenössische Flaneur neigt dazu, vom Hölzchen aufs Stöckchen zu kommen, die Gedanken eilen auf Assoziationswellen davon. Wer wollte sie festhalten? Ein falscher Buchstabe, ein unbedachtes Wort, ein Geistesblitz, eine Eingebung, eine gedankliche Kehrtwendung – und schon ist der Spaziergänger vom eingeschlagenen Weg abgekommen.

Es ist die Gangart des klassischen Flaneurs, der keiner inneren Logik folgt, aber dem, was er für seinen Impuls hält, obwohl es sich in Wahrheit um eine Verführung des Augenblicks handelt. Auch er wandte sich nach Lust und Laune dahin und dorthin. Seine Bestimmung war es, unverbindlich zu bleiben. Es zog ihn immer zu den Orten, wo sein

Auge etwas entdeckt hatte, was von der Norm abwich und ihm deshalb interessanter schien als jener Ort, an dem er gerade stand.

Die Welt spiegelt sich heute nicht auf den oft menschenleeren Strassen, sondern in den unüberschaubaren digitalen Weiten. Auch hier ist der Flaneur, wie einst bei Baudelaire, ein «Fürst, der sein Inkognito zu schätzen weiss», ein «leidenschaftlicher Beobachter», für den es «ein ungeheurer Genuss» ist, «sich in der wogenden Menge, in der Bewegung, im sich Verflüchtigenden und Unendlichen einzurichten». Es gehöre, sagt er, zu seinen kleinen Freuden, im Mittelpunkt der Welt zu stehen und vor ihr verborgen zu bleiben: «So mischt sich der Freund des umfassenden Lebens unter die Menge als begäbe er sich in ein riesiges Elektrizitätsbecken.»

Die erleuchtete Nacht

Der Flaneur alten Schlags ging auf zwei Füssen und benahm sich bewusst interessiert, nachdem er den Gehrock des Dandys abgelegt hatte. Aber interessierte er sich tatsächlich für das, was er sah? Sein Blick war immer nach innen gerichtet, seine Suche zielte auf das ab, was er in seiner eigenen kleinen Welt vermisste. Er erblickte nur, was er sehen wollte. Seine Wünsche, Obsessionen, Leidenschaften, auch Abneigungen. Er war kein fliegender Reporter, der die Welt erkundete oder undurchschaubare Machenschaften verstehen, erklären und vermitteln wollte. Er war ein subjektiver Jäger verlorener Schätze, die er bergen wollte.

Auch im globalen Dorf, wie es so unzutreffend heisst, gibt es jede Menge Eingänge und Hinterhöfe, in die man unversehens gerät, wenn man sich Tag für Tag, manchmal auch nachts, den Suchmaschinen und Enzyklopädien an-

heimgibt, die den Rahmen unserer an Bücherregalen geschulten Vorstellung vom gesammelten Weltwissen längst gesprengt haben.

Ich gehe immer seltener vor den Bücherregalen und noch seltener in den Strassen auf und ab. Immer öfter und immer länger flaniere ich in jenem von Elektrizität vibrierenden Becken, von dem Baudelaire so treffend wie prophetisch gesprochen hat. Er mochte dabei auch an Mesmers Heilungsversuche gedacht haben, die in mit magnetisierten Eisenspänen gefüllten Bottichen durchgeführt wurden. Sie dienten als Speicher der magnetischen Energie, die als heilsam galt.

In diesem Elektrobecken schwimmen wir heute munter wie Fische herum. Auf immer neuen Haupt-, Neben- und Abwegen tauchen wir ins Chaos der notwendigen und überflüssigen Nachrichten aus aller Welt ein. Das Becken, in dem wir uns bewegen, vibriert vielleicht weniger stark als zu Mesmers Zeiten, doch die unsichtbaren elektronischen Ströme, denen unser Unbewusstes willenlos folgt, sind dieselben wie damals. An ihre heilenden Kräfte mag zwar keiner mehr glauben, ihre magnetische Kraft jedoch ist unbestritten.

So erleuchten Bildschirme unsere Nächte, wie Baudelaire's nächtliches Paris am 7. Dezember 1878 mit der elektrischen Strassenbeleuchtung von der Stadt der Lichter verwandelt wurde. Fortan wandelte er wahrhaft im Elektrischen. Das neu entflammte künstliche Licht zog nicht nur Motten und zwielichtiges Gesindel an, sondern auch jene, die ihre Zeitung des Nachts lesen wollten.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel. Gerade ist im Galiani-Verlag sein Buch «Die Jugend ist ein fremdes Land» mit autobiografischen Aufzeichnungen erschienen.